

**COPYRIGHT**

**Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt. Es darf ohne Genehmigung nicht verwertet werden. Insbesondere darf es nicht ganz oder teilweise oder in Auszügen abgeschrieben oder in sonstiger Weise vervielfältigt werden. Für Rundfunkzwecke darf das Manuskript nur mit Genehmigung von Deutschlandradio Kultur benutzt werden.**

Reformation und Ökonomie

# **Gottes Güter umsonst**

*ein Radiofeature von Christoph Fleischmann*

Deutschlandradio Kultur

Vom 16. April 2017

Zitator A (Luthertexte): Franz Laake

Zitator B (andere Quellen): Marcel Höfs

Sprecher: der Autor

Regie: der Autor

Technische Realisation: Kiwi Eddy und Ernst Hartmann

Redaktion: Anne Françoise Weber

## Beitrag:

Die Geschichte beginnt vor einigen Jahren in Jena, bei einem Gespräch mit der Publizistin Silke Helfrich über *Commons*, Gemeingüter – oder altdeutsch: Allmende. Ressourcen, die gemeinschaftlich verwaltet, von allen genutzt werden können. Ein Alternativmodell zum Privateigentum, bei dem der Eigentümer bestimmen kann, ob und wie andere an seinen Ressourcen teilhaben dürfen – im Regelfall gegen Bezahlung:

Silke Helfrich: „Wenn wir uns zu dieser Haltung durchringen können: Dass Menschsein an sich bedeutet, dass wir teilhaben an den Ressourcen dieser Erde, die uns geschenkt worden sind. Und dann versuchen wir diese Ressourcen dieser Erde so gemeinschaftlich zu verwalten, dass wir es nicht abhängig machen von der Leistung des Einzelnen und dem Geldeinkommen des Einzelnen. Das ist tatsächlich ein Paradigmenwechsel, denn da geht es um die Frage, wie verhalten wir uns zu dem Anderen und wie können wir dafür sorgen, dass alle mitkommen und niemand ausgeschlossen wird. Ich will fast mal sagen, das hat was Lutheranisches: das Gottesgnadentum. Zu sagen: weil wir Mensch sind, hat Gott uns gern. Weil wir Mensch sind, steht uns zu, was wir zum Leben brauchen. Und nicht: Nur wer arbeitet, darf auch essen.“

*Aus den 95 Thesen Martin Luthers gegen den Ablasshandel:*

*These 37: Ein jeder wahrhaftige Christ, er sei lebend oder tot, ist teilhaftig aller geistlichen Güter Christi und der Kirche durch Gottes Geschenk, auch ohne Ablassbriefe.*

Gemeineigentum als Konsequenz aus der Botschaft Luthers von der freien Gnade? Allein aus Glauben handelt Helfrich, die sich als „trainierte Ostbürgerin“ bezeichnet, jedenfalls nicht:

Helfrich: „Ich bin Atheistin!“

Die Geschichte endet vor einigen Wochen in der Küche eines Aachener Altbaus. Ein Projekt des Mietshäuser-Syndikates: Die Bewohner des Hauses sind Mieter und Eigentümer zugleich; eine Form von Gemeineigentum. Dass ihre Wohnform etwas mit der Botschaft der Reformation zu tun haben soll, sorgt für Verwunderung und Heiterkeit. Aber wenn die Syndikalisten ihr Projekt beschreiben, dann klingt das ähnlich wie das, was Silke Helfrich sagt:

Beate Haupt: „Es ist doch jammerschade, dass in den Innenstädten die Immobiliengesellschaften, die vielleicht auch mehr so Haie sind, dass die Raum kaufen können, weil sie das Geld haben. Dass es Menschen gibt, denen man das dann wunderschön, so einen Altbau, top ausbaut; dann können sich das aber nur noch die

leisten, die monatlich ganz viel Geld haben. Und das ist schon ein Gedanke, der mir gerade auch als Christ gut gefällt, dass wir Wohnformen schaffen, die vom Leben her mitmenschlich sind, aber eben auch in der Organisation: dass sich was leisten können oder kaufen können, dass das doch nicht immer überall durchschlagen darf.“

Verweist Luthers Lehre wirklich auf alternative Eigentums- und Wirtschaftsformen? Luther ist doch eher dafür bekannt, dass er seinen Nachfolgern ein hohes Berufsethos, Fleiß und Disziplin eingepflegt habe, also recht kapitalistische Tugenden. Und in seiner Lehre von der Gnade, die Gott umsonst schenkt, geht es doch um Geistliches und nicht um Geld. Es geht um Religion und nicht um Wirtschaft. Oder?

Dota: Nicht messen

Von Leistung und Wert und wie sie sich bedingen,  
als ging's um Rekorde und sie zu bezwingen,  
bringt man Dir bei schön Stöckchen zu bringen  
und durch die Reifen zu springen,  
die man Dir hinhält. [...]

Doch jetzt komm mit raus, tanz in wehenden Tüchern,  
weißt Du, da steht viel in dicken Büchern.  
Und Du kannst alles lesen und wissen und wieder vergessen.  
Ich trag Dich im Herzen. So oder so. Du musst Dich nicht messen.

Zwischen dem Treffen mit Silke Helfrich in Jena und den Miet-Syndikalistinnen in Aachen liegen ein paar Fragen an Menschen, die es wissen müssen, wie das damals war mit Luthers Protest gegen den Ablass.

Im Mainzer Dom steht noch heute derjenige, der Luthers Protest auslöste: Kardinal Albrecht von Brandenburg, der hier im Jahr 1514 Mainzer Erzbischof wurde:

Michael Matheus:

„Albrecht von Gottes Gnaden, der heiligen römischen Kirche des Titels *Sancti Petri ad vincula* Priester.“

Der Historiker Michael Matheus liest die Grabplatte von Albrecht von Brandenburg vor.

„Es kommen dann die weiteren Ämter, die er innegehabt hat: Der Erzbischof von Mainz, der Erzbischof von Magdeburg, Administrator von Halberstadt.“

Neben der Grabplatte sieht man ein großes Denkmal mit der Figur Albrechts an einer Säule am Seitengang des Domes: Mannshoch posiert da der geistliche Renaissance-Fürst aus edlem Kalkstein in einem reich geschmückten Torbogen.

Albrecht hatte viele Titel, eigentlich zu viele Titel: der Adelsspross hatte schon die Bistümer Magdeburg und Halberstadt, als er sich um das wichtige Amt des Mainzer Erzbischofs bewarb. Michael Matheus, ehemaliger Direktor des Deutschen Historischen Instituts in Rom, heute Professor an der Universität Mainz, erklärt die Problemlage, die sich daraus ergab:

„Eigentlich war es kirchenrechtlich verboten, dass ein Bischof ein anderes Bistum noch innehaben durfte – das ist vom 5. Laterankonzil, das bis 1517 also genau in unserer Zeit tagte, nochmal eingeschärft worden. Es gab aber immer einen Weg, solche Verbote zu umgehen über päpstlichen Dispens. Dafür musst dann aber gezahlt werden.“

Den Dispens, die Befreiung vom Verbot der kirchlichen Ämter-Häufung, konnte der Papst erteilen. Das war einträglich für die Kurie in Rom.

„Das heißt, man hat konkret ausgehandelt, wie viel das kostet, wenn man eine solche Ämterkumulation von römischer Seite aus zugelassen hat.“

Die Bereitschaft von Albrecht für alle Zahlungen selbst aufzukommen, machte ihn bei der Wahl des Erzbischofs zum Favoriten des Mainzer Domkapitels.

„Man muss dazu sagen, dass innerhalb von zehn Jahren drei Mainzer Erzbischöfe verstorben sind: Der Berthold von Henneberg, der Jakob von Liebenstein und dann der unmittelbare Vorgänger von Albrecht, der Uriel von Gemmingen. Bei jeder Neubesetzung waren sogenannte Servitien nach Rom zu zahlen; das sind enorme Summen gewesen, wir wissen zum Beispiel für Uriel von Gemmingen; da geht es um 20.000 Dukaten, die er für Servitien und alle möglichen anderen Geschäfte zu erbringen hat. Sie können sich vorstellen, das Domkapitel hat natürlich ganz erhebliches Interesse daran gehabt, nicht jetzt zum vierten Mal innerhalb kürzester Zeit solche gigantischen Summen nach Rom zu transferieren; und man hat ihn dann unter der Bedingung gewählt, dass er für diese Finanzierung eben selbst aufkommen müsse, jedenfalls nicht die Mainzer Kirche zu belasten sei.“

Albrecht von Brandenburg musste in der Summe – Dispens und Servitien – rund 24.000 Dukaten an Papst Leo X. zahlen. Am Anfang der Reformation standen also keine theologischen Streitfragen, sondern: Geldsorgen.

„Der Deal sah dann konkretermaßen aus: Dass acht Jahre lang der Ablass für die Petrusbasilika in Rom in den Bereichen, die Albrecht von Brandenburg kontrollieren konnte, eben gepredigt werden sollte. Die Hälfte dieses Geldes aber nur dem Bau der Petrusbasilika zur Verfügung gestellt werden sollte und aus der anderen Hälfte sozusagen diese Kompositionsgelder geleistet wurden, die faktisch dann in die Kassen der Fuggerbank geflossen sind.“

Albrecht hatte das Geld nicht: Die Fugger streckten es vor; und Albrecht musste den Kredit mit dem Verkauf von Ablassbriefen refinanzieren. Die Kosten wurden so auf die Menge der Gläubigen abgewälzt.

*These 46: Man soll die Christen lehren, dass sie, wenn sie nicht überschüssigen Reichtum besitzen, schuldig sind, was zur Notdurft gehört, für ihr Haus zu behalten und mitnichten für Ablass zu verschwenden.*

Matheus: „Das Papsttum ist seit dem 13. Jahrhundert dazu übergegangen, die verschiedenen Formen des Ablasses in gewisser Weise zu monopolisieren, das ist dann auch weitgehend gelungen; das heißt in der Zeit, die uns jetzt hier besonders interessiert, ist es tatsächlich das Papsttum, ohne den der Ablass nicht vergeben werden kann. Dahinter steht die Grundvorstellung, dass der Gnadenschatz der Kirche nicht zuletzt durch die Heiligen und Märtyrer in großem Umfang angesammelt worden ist und davon eben auch der einzelne Gläubige, die einzelne Gläubige profitieren kann.“

Wobei es der Papst war, der über den imaginären Schatz der Kirche verfügte: Er allein konnte vollkommenen, also zeitlich unbefristeten Erlass der Sündenstrafen erteilen. Die geistlichen Güter, die er ausgab, konnte er in klingende Münze wandeln.

*These 66 und 67: Die Schätze aber des Ablasses sind die Netze, mit denen man zur jetzigen Zeit den Reichtum der Menschen fischt. Der Ablass, den die Prediger für die „größte Gnade“ ausrufen, ist freilich für eine große Gnade zu halten, da er großen Gewinn und Genuss einträgt.*

Trotz dieser bissigen Kritik an der Habgier der Kleriker waren Luther und die Ablassverkündiger darin verbunden, dass beide die große Gnade Gottes herausstrichen. Das betont Berndt Hamm in seinem Buch „Ablass und Reformation“. Hamm ist emeritierter Kirchenhistoriker der Universität Erlangen und einer der führenden Reformationsforscher.

„Man darf hier auch die Kluft zwischen der Reformation – beginnend mit Luther – und dem Mittelalter nicht zu schroff sehen. Ich sehe das Mittelalter unter zwei Hauptdynamiken oder zwei Antriebskräften, die immer parallel gelaufen sind und sich dann zum Teil miteinander verbunden haben. Die eine Dynamik war die Vorstellung von der immensen Barmherzigkeit Gottes. Dass sich Gott herablässt in Jesus Christus und die Menschen mit einem immensen Schatz beschenkt, wie er uns in der Passion Christi zugute gekommen

ist. Und da wird dann auch immer wieder in der Kirche des Mittelalters betont, dass eigentlich ein wirkliches Verdienen vor Gott gar nicht möglich ist. Gott ist derjenige, der uns souverän beschenkt in seiner Gnade.“

So heißt es in einem Rom-Pilgerführer aus dem Jahr 1516 auf die Frage, warum der Heilige Geist Gnade und Ablass in der Kirche verordnet habe:

*Die erste und mächtigste Ursache ist, dass erzeigt werde die unermessliche, unbegreifliche und unendliche Gütigkeit und Barmherzigkeit Gottes, dadurch sich Gott der Herr erzeigt, dass er lieber will annehmen ein klein gut Werk, geschehen aus rechter Lieb wie etwa Beten, Almosen geben etcetera, denn dass er wolle, dass wir leiden große Pein unwilliglich in dem Fegefeuer.*

Berndt Hamm: „Auf der anderen Seite gibt es aber seit dem 12. Jahrhundert eine enge Verquickung der Kirche mit dem damals aufkommenden Frühkapitalismus, also der Welt des Warenverkehrs, des Warentauschs: Es kommt also in die Kirche eine merkantile Logik hinein. Und die zeigt sich in der Vorstellung, die dann ganz dominant wird in der spätmittelalterlichen Kirche: ich kann mir bei Gott Gnade erwerben, Gnade verdienen und sogar Gnade kaufen.“

Aus der Bauernoper:

„Kauf, o Sünder lass dir raten  
los dich von den Missetaten  
Ablass schafft dir, wenn du zahlst  
alle Sünden schnell vom Hals.  
Sobald das Geld im Kasten klingt,  
die Seele in den Himmel springt.“

Beide Dynamiken, die Vorstellung von Gottes Barmherzigkeit und die merkantile Logik, kommen zusammen in der Argumentation des Johannes von Paltz, wie Luther ein Augustinereremit, der um die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert als Ablassprediger wirkte:

*Es lohnt sich nicht, über eine so geringe Gebühr zu sprechen, die man ausgeben muss. Mit ihr 'kauft' man die Ablässe nicht, müssen doch bei einem Kauf das Geld und die Sache, die man erwirbt, von gleichem Gewicht oder Wert sein, die Ablässe aber sind unvergleichlich wertvoller als irgendwelche Gelder.*

Hamm: „Es ist im Grunde eine Rundum-Versicherung mit Eigenbeteiligung. Im Grunde ein Versicherungssystem, wie wir es heute auch noch haben überall da, wo es eine gewisse Eigenbeteiligung gibt. Es ist also ein immenser Wert, der mir vermittelt wird, nämlich Befreiung von Schuld und Strafe – in Kombination von Bußsakrament und Befreiung von allen Fegefeuerstrafen – aber ich muss auch etwas dazu selber beitragen, nämlich eine

wahre Reue haben, gebeichtet haben, und ich muss diesen Ablassbrief gekauft haben.“

Schauen wir uns so einen Ablassbrief doch einmal genauer an. Im Stadtarchiv der alten Reichsstadt Ulm, wo Berndt Hamm lebt, werden einige aufbewahrt:

„Es handelt sich hier um einen Beichtbrief, den der Kardinallegat Raimund Peraudi ausgestellt hat am 13. Januar 1502; und zwar an folgende Personen, die hier handschriftlich eingetragen sind in den gedruckten Ablassbrief. Der Ablassbrief ist gedruckt auf Pergament, auf Pergament deswegen, weil Pergament besonders dauerhaft war und nun die Inhaber dieses Ablassbriefs sich bis zum Lebensende diesen Ablassbrief aufbewahrt haben. Er wurde ausgestellt auf den Namen von drei Patriziern, nämlich für Ulrich Neidhardt, seine Frau Verena Besserer und deren Sohn Ambrosius Neidhardt.“

Ein Formular, das mit den neuen Druckerpressen schnell tausendfach gedruckt werden konnte, ein Massenprodukt. Mit wenigen Strichen wurde es personalisiert, zu einer Versicherung für den Einzelnen.

„Was enthält nun dieser Ablassbrief? Er bietet denjenigen, die im Besitz des Ablassbriefes sind, die Möglichkeit, einmal im Leben und einmal in der Todesstunde einen vollkommenen Ablass zu bekommen; das heißt konkret, sich einen Beichtvater auszuwählen, der ihnen einmal zu Lebzeiten und einmal in der Todesstunde in Verbindung mit dem Bußsakrament dann nach der Absolution von der ewigen Sündenstrafe anschließend auch eine vollständige Befreiung von allen zeitlichen Sündenstrafen, die sie im Fegefeuer abbüßen müssten, zuspricht.“

Wichtig ist der Unterschied zwischen ewiger und zeitlicher Sündenstrafe. Von der ersten wurde man in der Beichte durch den Priester befreit – damit sei man der Hölle entronnen. Der Ablass war eigentlich nur für die zeitlichen Sündenstrafen zuständig. Die freilich konnten einen nach damaliger Vorstellung ins Fegefeuer bringen.

„Das gibt dem Ganzen eine enorme Dramatik, weil man davon ausging, dass eine einzige Sekunde im Fegefeuer schrecklicher ist als sämtliche Strafen, die ein Mensch auf Erden erdulden muss. Also das Fegefeuer stellt man sich im Spätmittelalter als einen furchtbaren Qual- und Folterort vor. Und das schürt Ängste, die Ängste der Gläubigen.“

*These 11: Dieses Unkraut, dass man die kirchlichen Bußen oder Genugtuung in Strafen des Fegefeuers verwandelt, ist gesäet worden, während die Bischöfe geschlafen haben.*

Dabei war allen Beteiligten klar, dass das Geld aus dem Verkauf der Ablässe für Kirchbauten, Kreuzzüge oder andere Aufgaben der Kirche diente. Das war lange Zeit eine akzeptierte Form des Spendenerwerbs. Beim Bau der Peterskirche in Rom kippte freilich

die Stimmung in Deutschland.

*These 86: Warum baut jetzt der Papst nicht lieber das eine Sankt Peters Münster von seinem eigenen als von der armen Christen Gelde, da doch sein Vermögen größer ist als des reichsten Crassus Güter.*

Luther griff die kritischen Stimmen seiner Zeit auf und vertiefte die Fragen an den Ablass. Es ging ihm darum, dass die Menschen den Ablass nicht einfach kaufen wie einen Laib Brot – ohne innere Beteiligung, ohne wahre Reue und Umkehr:

*These 1: Wenn unser Herr und Meister Jesus Christus spricht: „Tut Buße“ usw., so will er, dass das ganze Leben seiner Gläubigen auf Erden eine stete Buße sein soll.*

Berndt Hamm: „Bei Luther kommen mehrere Motive zusammen. Die Kritik an der Geldgabe und die damit verbundene Kritik an der Vorstellung der Gläubigen, hier gehe es um einen Gnadenmechanismus: eine äußere Geldgabe genügt, um eine göttliche Gnade zu bekommen. Was er kritisiert, ist überhaupt die Vorstellung, dass Menschen meinen, sie können etwas zum Heil beitragen, sie können so eine Selbstbeteiligung einbringen in den Gnadenerwerb. Es geht beim Heil um eine pure Gabe ohne jede Gegengabe des Menschen.“

*These 36: Ein jeder Christ, der wahre Reue empfindet über seine Sünden, hat völlige Vergebung von Strafe und Schuld, die ihm auch ohne Ablassbriefe gehört.*

Dota, Nichts im Tausch

Wilde Gewächse und offene Fenster,  
wir erfinden mühelos  
die Welt von vorne, ohne alte Gespenster  
wächst sie um uns, neu und groß.

Mit Rätseln zum Raten, warmer Haut in der Sonne, alles geschenkt.  
Von jedem mehr als genug.  
Vertrauen und Vorsicht, Auge um Auge, nenn die Währung, die zählt.  
Es ist immer Betrug.

Dein schlafender Atem und der Wind, der draußen weht.  
Ich lieg da und lausch.  
Es ist ein sehr schönes Spiel und ich weiß, wie es geht.  
Es gibt nichts im Tausch.

Berndt Hamm: „Es gibt nichts im Tausch. Die Tauschlogik hat ein Ende durch die Reformation. Also die merkantile Logik in Verbindung mit Gnade und Seelenheil wird durch die Reformation völlig beendet, da geschieht ein vollkommener Bruch an diesem Punkt, indem Luther sagt: es ist nicht mal ein Minimum möglich eines Menschen Beitrags. Man



kann hier von einem Quantensprung Luthers vom Minimum zum Nichts sprechen.“

Dieser Quantensprung war nicht nur ein theologischer, sondern für den Ablass-Monopolisten in Rom ein ökonomischer: Das Geschäft mit der Gnade war perdu, wenn sich durchsetzte, dass diese Gnade für jeden umsonst zu haben war. Das knappe Heilsgut war auf einmal radikal entknappt – zumal Luther auch die Autorität des Papstes über den Gnadenschatz und das Fegefeuer in Frage stellte.

„Der Papst hat ja beansprucht, dass er die Macht hat, einen vollkommenen Ablass zu erteilen; und zwar nicht nur für Lebende, sondern auch für Verstorbene im Fegefeuer. Und diese Verknüpfung von Gnade mit der Papstautorität, mit der päpstlichen Jurisdiktion, das war dann auch ein Hauptangriffspunkt der Reformation, weil sie sagte: Sündenvergebung ist etwas, das überhaupt nicht verbunden ist mit kirchlicher Hierarchie, sondern Sündenvergebung ist etwas, was jeder Christenmensch einem anderen Christenmenschen zusprechen kann.“

*These 25: Die gleiche Gewalt, die der Papst über das Fegefeuer im Allgemeinen hat, hat auch ein jeder Bischof und Seelsorger in seinem Bistum und seiner Pfarre im Besonderen.*

Berndt Hamm: „Die 95 Thesen Luthers haben deshalb ein so enormes Echo in Rom hervorgerufen und dann auch gleich den Ketzerprozess ausgelöst, weil es einmal um die Geldquellen des Papsttums ging, um seine materiellen Grundlagen, aber zweitens auch, was damit eng verbunden ist, um seine Autorität: Man kann sagen Luther hat durch die 95 Thesen und die folgenden Schriften den Papst abgekoppelt von der Autorität Gottes. Damit hat Luther in den 95 Thesen den Nerv der Papstautorität berührt und das erklärt auch, dass sofort der Ablassstreit zu einem Streit um die Autorität des Papstes wurde.“

Dabei schwächelte das Ablass-Geschäft schon. Die Beichtbriefe fanden zu Luthers Zeit keinen so guten Absatz mehr wie in den Jahrzehnten davor. Wer einmal einen vollkommenen Ablass hatte, brauchte keinen zweiten mehr. Deswegen griffen die Päpste zu einem Kniff: Für die Zeit einer neuen Ablasskampagne wurden die alten Ablässe, die vorher ausgegeben worden waren, außer Kraft gesetzt.

*These 89: Weil es doch dem Papst beim Ablass mehr um der Seelen Seligkeit als um das Geld zu tun ist, warum hat er denn die früher bewilligten Briefe über Ablässe aufgehoben, da sie doch ebenso wirksam sind?*

Berndt Hamm: „Und da fühlten sich die Gläubigen selbstverständlich hintergangen, weil der Papst einen Ablassbrief, von dem er selbst gesagt hat, dass er ein Dokument Christi, des Stellvertreters Christi auf Erden ist, dass der Papst nun seinen eigenen Ablass wertlos macht, um neues Geld einzunehmen. Das hat vor allem böses Blut verursacht. Und Luther hat in seiner Auslegung der 95 Thesen gesagt, das sei eigentlich der Hauptgrund

gewesen, er spricht von *unica causa*, dass er den Ablass angegriffen hat.“

Dota, Nichts im Tausch

Ein Kuss für ein Lächeln, ein Wort für ein Wort,  
Blumen, Sekt und Dynamit.  
Wir horten die Schätze in kalten Kammern  
und feilschen um den Unterschied.

Kondenslichtstreifen vor dem Mond teilen die Nacht  
und mitten im Schweigen sitz ich und lausch.  
Manchmal sieht es so aus, doch dann trägt nur der Schein. Ich weiß.  
Es gibt nichts im Tausch.  
Und was wird aus uns, wenn nicht?  
Irgendwann endet der Rausch.  
Dann bleibt alles beim Alten, man kann eh nichts behalten, man gibt es weiter  
und es gibt nichts im Tausch.

Das Ablass-Geschäft war nicht Teil eines vermeintlich „finsternen Mittelalters“, von dem sich Luther strahlend-modern abhebt. Nein, die Päpste und Luther waren Teil einer Welt, in der frühkapitalistische Wirtschaftsformen viele Lebensbereiche veränderten – auch die Kirchen. Beim Ablass haben die Päpste, durchaus geschickt, Techniken der modernen Konsumgesellschaft vorweggenommen: Mit dem Ablass haben sie ein attraktives Angebot geschaffen, das eine große Nachfrage ausgelöst hat. In der kapitalgetriebenen Wirtschaft geht es nicht nur darum, vorhandene Bedürfnisse zu befriedigen, sondern permanent neue Bedürfnisse zu wecken.

Sascha Münnich: „Man kann eigentlich diese moderne Dynamik des modernen Kapitalismus nicht verstehen, wenn man davon ausgeht, da müssen irgendwie Bedürfnisse befriedigt werden, weil wir im Grunde die Bedürfnisbefriedigung sehr leicht erreichen. Natürlich gibt es auch in unseren Gesellschaften auch Gruppen, die Schwierigkeiten haben, elementare Bedürfnisse zu befriedigen, aber der Großteil der Menschen hat ja dieses Problem nicht.“

Sascha Münnich ist Wirtschaftssoziologe an der Universität Göttingen. Ihn interessieren die sozialen und ethischen Dimensionen ökonomischer Ordnungen.

„Da stellt sich dann schon die Frage, warum ist es denn notwendig, dass wir ein neues Smartphone, einen neuen Computer, ein neues Auto haben. Da ist es eine für mich plausible soziologische Vorstellung, dass man nicht sagen kann: Wir entwickeln zunächst ein Bedürfnis für ein neues Smartphone oder einen neuen Computer, und dann wird das entwickelt, sondern stattdessen geht es darum, dass die Strukturen unserer Wirtschaft es notwendig machen, dass wir an dieser Weiterentwicklung der Produkte arbeiten, und wir

diese Produkte dann auch unbedingt haben wollen.“

Man kann heute zwar keinen fiktiven Gnadenschatz mehr verkaufen, aber Münnich meint, dass die Wachstumsdynamik durchaus auch auf der Schaffung fiktiver Werte beruhe:

„Das ist eine Tendenz, die man eigentlich über alle ökonomischen Bereiche sagen kann, ob das Lebensmittel sind, oder Modeartikel, Textilien oder Autos oder Elektronik: Wir haben einen immer größer wachsenden Teil von immateriellen Werten, die da mitverkauft werden, die man beschreiben kann als das Atmosphärische, das Identitäre, was an einem Produkt sich festmacht. Denken wir zum Beispiel an Kaffee: Wir sind bereit für einen Kaffee, der eigentlich relativ wenig kostet im Umfeld eines besonderen Kaffeeladens wie Starbucks oder andere, mehr zu bezahlen als wir das normalerweise tun würden, wenn wir jetzt einfach ein Pfund Kaffee kaufen würden – und zwar deutlich mehr. Und das hat damit zu tun, dass sich da gewisse Identitätskonstruktionen anschließen.“

Die Louis-Vuitton-Handtasche oder der Porsche ist deswegen so teuer, weil ich das Gefühl des Luxus kaufe, ich kann mich mit ihrer Hilfe an einen anderen sozialen Ort versetzen.

Der italienische Wein lässt mich meinen letzten Urlaub erinnern, Herkunftslabels verbinden mich anderen Orten. Mit der Lebensversicherung kann ich die Zeit transzendieren: Ich kaufe das Gefühl, dass ich in Zukunft genug Geld haben werde.

Wie die Menschen des Mittelalters sind wir bereit, für immaterielle Werte zu bezahlen.

Anders als die Menschen des 16. Jahrhunderts empört uns aber die Entwertung der einmal gekauften Güter nicht mehr: wir nennen das die Abfolge der Moden. Die neue Kollektion entwertet das im letzten Jahr gekaufte Produkt.

„Die kulturelle Dynamik im modernen Kapitalismus ist von vielen verschiedenen Autoren als faustisches Unterfangen beschrieben worden. Man muss weiterjagen und im Grund ist schon der Moment, wo man ein bestimmtes Gut dann tatsächlich erlangt; das ist schon der Moment, wo sich das unmittelbar entwertet; im Grunde ist da schon immer eine Enttäuschung mit involviert, da richtet sich der Blick dann schon weiter auf das Nächste.“

*These 43: Man soll die Christen lehren, dass der, der dem Armen gibt oder dem Dürftigen leiht, besser tut, als wenn er Ablass löst.*

Auch heute gilt: Das Geld, das für künstlich erzeugte Bedürfnisse ausgegeben wird, kann nicht für andere Dinge gezahlt werden. Das betrifft nicht nur die Konsumenten. Das wissen auch die Produzenten und stellen deswegen nicht das her, was am Lebenswichtigsten ist, sondern das, was am meisten Käufer findet:

„Preise signalisieren, wo Profite gemacht werden können, wo Werte akkumuliert werden können und da nehmen Preise Einfluss darauf, was überhaupt in der nächsten Runde produziert wird. Wenn beispielsweise Medikamente, die für eine bestimmte Krankheit entwickelt worden sind, gar nicht produziert werden, weil man weiß, das wird gar nicht profitabel sie zu verkaufen, weil es zu wenige Leute gibt, die daran erkranken, dann ist eine Situation da, dass ein vollständiger Mangel entsteht durch das Preissystem und durch die Notwendigkeit der ökonomischen Akteure darin, auch etwas zu tun, was sich rechnet und was auch Profite erzeugt.“

Die Päpste nutzten die Macht des Monopols: Wer der einzige Anbieter einer Ware ist, hat in der Preisfestsetzung mehr Spielraum. Und die Bischöfe von Rom hatten nicht nur geistliche Güter anzubieten.

Eberhard Isenmann: „Der Papst hat auch die Ausbeutung der Alaungruben in Tolfa als Monopol vergeben. Der Papst hat im Eigeninteresse alles übersehen. Die letzte Rechtfertigung war dann, er braucht das Geld für den Türkenkrieg, den er nie geführt hat.“

Eberhard Isenmann ist emeritierter Professor für mittelalterliche Geschichte an der Universität Köln. Er ist Fachmann für mittelalterliche Wirtschaftsgeschichte und für die gelehrten Dispute über die Wirtschaft, die Juristen und Theologen damals geführt haben.

„Wir haben drei Hauptprobleme: Das erste ist Darlehen und Darlehenszins, das Zweite ist der sogenannte gerechte Preis und das dritte wirtschaftsethische Element, das vielleicht am sinnvollsten abgehandelt worden ist, sind Monopole und Kartelle, die natürlich mit der Preisbildung zusammenhängen.“

Fragen, zu denen sich auch Martin Luther geäußert hat – und zwar inhaltlich nicht in Abgrenzung, sondern durchaus auf einer Linie mit den scholastischen Theologen vor ihm; wenn auch in der ihm eigenen deutlichen Diktion:

*Erstlich haben die Kaufleut unter sich eine gemeine Regel, das ist ihr Hauptspruch und Grund aller Finanzen, dass sie sagen: 'Ich mag meine War so teuer geben, als ich kann.' Das halten sie für ein Recht, da ist dem Geiz der Raum gemacht und der Hölle Tür und Fenster alle aufgetan. Was ist das anders gesagt denn so viel: Ich frage nicht nach meinem Nächsten? Hätte ich nur meinen Gewinn und Geiz voll, was gehet michs an, dass er zeh'n Schaden meinem Nächsten tät auf einmal? [...] Denn wo das Schalksaug und der Geizwanst hie gewahr wird, dass man seine War haben muss, oder der Käufer arm ist und seiner bedarf, da macht ers ihm nutz und teuer.*

Welchen Preis darf ein Verkäufer nehmen – was ist ein gerechter Preis? Ein Preis, der dem Wert der Ware entspricht. Es sollte Gleiches gegen Gleiches getauscht werden.

Eberhard Isenmann: „Wenn Grundnahrungsmittel sich verteuern, was wird dann gemacht? Dann werden die Preise obrigkeitlich taxiert, festgesetzt. Dann greift man ein, und zwar mit der Begründung, dass der gemeine Mann natürlich das Lebensnotwendige haben muss. Deswegen taxiert man in Köln etwa vor allem die Brotpreise: Man schaut sich die Produktionskosten an; das heißt der Einkauf von Korn, dann natürlich Energie, Heizen und so weiter, und dann schlägt man einen festen Satz Arbeitslohn ein. Deshalb berechnet man die Taxe immer wieder neu: den Kornpreis taxiert man in Köln nicht – aus der Erkenntnis heraus, wenn wir den taxieren, dann kommen die fernen Händler nicht.“

Spannend wurde die Sache, wenn Korn knapp wurde: Schon im Mittelalter stiegen bei Missernten die Preise. Anders als heute sah man die Preissteigerung nicht einfach als Ergebnis der anonymen Kräfte Angebot und Nachfrage an, sondern man machte handelnde Personen für die Preise verantwortlich. So war es verboten Waren zu lagern, um sie bei Knappheit teurer auf den Markt zu bringen.

„Das ist verbotener Aufkauf und Vorkauf. Das ist ein ehernes Gesetz, das der Monopoldiskussion vorgeschaltet ist. Man darf nichts vorkaufen, bevor es auf dem Markt ist und horten eben in der Erwartung, dass die Knappheit kommt und wir das dann auf den Markt bringen zu höheren Preisen.“

Keine theoretische Diskussion: der Augsburger Chronist Burkhart Zink schrieb über die Hungersnot von 1437:

*Als das Getreide noch teurer war, da war ein Bürger hier in der Stadt, der wurde genannt Herbart Fiedeler, der hatte bei sich 600 Schaff allerlei Korn; und wie teuer es je wär, so wollt er doch keines verkaufen; er dachte, es sollte noch viel mehr gelten und begnügte sich nicht. Und auf ein Tag da schickten die Bürgermeister nach ihm und redeten mit ihm von des Korn wegen und wollten ihm alles abkauff han und wollten ihm je um ein Schaff 10 Pfund geben han; also wollt ers nit tun und wollts nit unter 12 Pfund geben. Da ließ man ihm sein Korn und wollt ihn nit nötten, dass ers verkaufet.*

Eberhard Isenmann: „Es gibt bei dem berühmten Münsterprediger Gayler von Kaysersberg sogar eine Drohung und er sagt: in solchen Zeiten ist es dem gemeinen Mann sogar erlaubt, gewaltsam in die Kornvorräte der Reichen einzudringen und zu requirieren.“

Vielen mittelalterlichen Theologen und vor allem den Juristen galt der auf dem städtischen Markt verlangte Preis als der gerechte – weil allgemein gültige – Preis.

„Der allgemeine Marktpreis, wie er sich einpendelt, ist der richtige Marktpreis, nicht der abseits ausgehandelte Preis, wo man sagt: Ja nun, der will unbedingt das Grundstück

haben, weils an seins angrenzt, das wird als Beispiel gemacht, und deshalb zahl ich mehr oder verlange ich mehr als Verkäufer – das ist nicht erlaubt, sondern immer nur der allgemeine Marktpreis, wie er sich einstellt.“

Die Idee vom gerechten Preis ist in der heutigen Wirtschaftslehre nicht mehr en vogue:

Sascha Münnich: „Der gerechte Preis ist natürlich etwas, was sich mit einer Grundannahme des Liberalismus nicht vereinbaren lässt; nämlich dass der Einzelne das Recht hat, seine Interessen möglichst gut zu verfolgen. Der gerechte Preis besagt ja, dass ich zwar meine Güter oder mein Eigentum veräußern darf, wann und gegenüber wem ich das möchte – aber nicht zu jedem Preis. Das heißt also ein Zurücktreten von dem Recht des Einzelnen, aus seinem Eigentum das Beste zu machen für sich selber.“

*Erstlich haben die Kaufleut unter sich eine gemeine Regel, das ist ihr Hauptspruch und Grund aller Finanzen, daß sie sagen: ›Ich mag meine War so teuer geben, als ich kann.‹ Das halten sie für ein Recht, da ist dem Geiz der Raum gemacht und der Hölle Tür und Fenster alle aufgetan. Was ist das anders gesagt denn so viel: Ich frage nicht nach meinem Nächsten?*

Sascha Münnich: „Man muss Kapitalismus nicht nur als eine ökonomische Ordnung verstehen, sondern als eine umfassende gesellschaftliche Struktur, die auch zusammengehalten wird durch bestimmte lebensweltliche Orientierungen. Bei Wolfgang Streeck ist das beschrieben als ‚legitime Gier‘ und als kulturelle Voraussetzung für Kapitalismus. Also zu unserer Lebenswelt gehört, dass es weitgehend akzeptiert ist, dass der Einzelne aus seinem Eigentum oder aus seiner Arbeitskraft, dass er das Recht hat, da möglichst viel rauszuholen – im Rahmen dessen, was sozusagen erlaubt ist.“

Die Vorstellung vom gerechten Preis hat nur in wenigen Nischen der Wirtschaft überlebt: Mietpreisbremse oder Mindestlohn – oder der faire Handel, bei dem die Konsumenten im globalen Norden mehr zahlen als den Marktpreis, damit die Produzenten im Süden einen auskömmlichen Lohn zum Leben haben:

„Die Idee an diesem fairen Handel ist: dann können wir doch davon ausgehen und dafür gibt es ja auch genügend Evidenz, dass es auch so etwas wie eine Präferenz für Fairness gibt, Präferenz für Gerechtigkeit. Keiner ist besonders glücklich damit, wenn er weiß, dass die Hose, die er da günstig gekauft hat, dazu geführt hat, dass es Not und Elend in asiatischen Ländern gibt bei den Leuten, die diese Hosen produzieren, obwohl es auch möglich wäre, ein paar Euro mehr zu bezahlen.“

Die Lebensbedingungen der Produzenten – Luther sprach vom Nächsten – kommen so in den Blick der Preiskalkulation.

„Die Frage ist natürlich bei dieser Art von Produkten: Wie weit trägt das, wenn man das innerhalb eines ansonsten ja weiter so funktionierenden Systems tut. Dass man dann mehr bezahlt für ein fair gehandeltes Gut an einer Stelle kann bedeuten, dass man an anderer Stelle erst recht auf ein nicht-fair gehandeltes Produkt zurückgreifen muss, damit man das noch bezahlen kann.“

Damit es nicht der Freiwilligkeit überlassen bleibt, müsste man die fairen Preise in Gesetze gießen: Sozial- und Umweltstandards, die einhalten muss, wer hierzulande Produkte auf den Markt bringen will.

Könnte man also sagen: Der freien Gnade Gottes entspricht eine Ökonomie, in der die lebenswichtigen Bedürfnisse aller befriedigt werden? In der zumindest die Grundbedürfnisse der globalen Vielen mehr zählen als die künstlich geweckten Bedürfnisse der Wenigen, die sich an billigen Konsumgütern freuen?

*These 45: Man soll die Christen lehren, dass der, welcher seinen Nächsten darben sieht und dessen ungeachtet Ablass löst, nicht des Papstes Ablass gewinnt, sondern Gottes Ungnade auf sich ladet.*

Oder muss man noch weiterfragen auf der Linie Luthers: Wenn Gottes Gnade, von der der Mensch lebt, umsonst verschenkt wird, wer ist dann überhaupt berechtigt, ein Preisschild auf die lebensnotwendigen Ressourcen zu kleben? Der Reformationshistoriker Berndt Hamm:

„Und wenn man das weiterdenkt, was das jetzt in einer säkularisierten Gesellschaft bedeutet, dann würde das bedeuten, dass es eine Teilhabe an allen Gütern der Gemeinschaft gibt unabhängig von meiner Leistung: Der eine kann weniger leisten, weil er eine geringere Begabung hat vielleicht, der andere kann sehr viel leisten, weil ihm durch Gott sehr viel Begabung zuteil wurde durch sein Elternhaus und so weiter. Und das soll nun umgesetzt werden in Gemeineigentum – das wäre eigentlich die ökonomische Überführung der Gnadenlehre Luthers in eine Gesellschaftstheorie.“

Silke Helfrich: „Wenn wir die Art, wie wir unsere Lebensverhältnisse gestalten, wie wir Gesetze denken, wie wir Produktion von Wissen und von Autos und von Kartoffeln denken, immer an der Frage messen: Kommt da nicht nur für mich, sondern auch für die anderen das Beste raus? So eine Grundüberzeugung ist, dass meine Selbstentfaltung von der Selbstentfaltung der anderen abhängt.“

So schlicht formuliert es Silke Helfrich, Publizistin aus Jena und *Commons*-Aktivistin, die sich für die Idee der Gemeingüter einsetzt. Ihr Bekenntnis steht freilich gegen die Grundüberzeugung des Liberalismus, wonach das Gemeinwohl gefördert werde, wenn

jeder zuerst an sich selber denke. An den Nächsten zu denken beim Geschäftemachen, das forderte auch Luther von den Kaufleuten. Für Helfrich findet der Ausschluss der Anderen oft schon da statt, wo Eigentums Grenzen gezogen werden – sei es von privaten oder von staatlichen Eigentümern.

„Auf der einen Seite regiert das Geld und derjenige entscheidet, der Zugang hat, das haben wir nämlich nach der Wende erlebt. Also mit dieser Sanierung ostdeutscher Innenstädte ist ja eine massive Enteignung einhergegangen, das dürfen wir ja nicht vergessen. Die Besitzer dieser Villen, die Sie hier rundum sehen, sind im Wesentlichen aus Westdeutschland – und das erst seit wenigen Jahren.“

Aus dem Wohnzimmerfenster von Silke Helfrichs Wohnung im Westen Jenas geht der Blick während des Gesprächs auf einen Hügelkamm mit sehr schön sanierten alten Villen.

„Also auf der einen Seite regiert das Geld: Zugang hat und Entscheidungsrechte hat, wer das Geld hat. Und auf der anderen Seite hat das eben der Staat entschieden. Und die Community da drin, die Menschen selbst, die, die die wirklich Sachen brauchen, Wohnungen, in denen sie leben, Stadtteile, in denen sie sich eigentlich wohlfühlen wollen, die haben in beiden Fällen im Grunde keine Mitsprache mehr. Und das wieder in den Mittelpunkt zu holen, das meint: Jenseits von Markt und Staat. Können wir wieder dafür sorgen, dass wir die Identifikation, die Bindung, die Beziehung zwischen Leuten stärken, die Dinge gemeinsam nutzen müssen, so dass die sich verantwortlich fühlen, aber eben auch die Ressourcen an die Hand kriegen, die Verhältnisse vor Ort zu ändern.“

Und so wird Aachen zum Schlusspunkt dieser Geschichte, genauer das Wohnprojekt Wohnsinn des Mietshäuser-Syndikates. Von der Dachterrasse eines Altbaus blickt man auf einen Neubau im Hinterhof. German Rössle und Beate Haupt wohnen hier.

- Das sind 12 Wohneinheiten, wir haben hier insgesamt so an die 20 Wohneinheiten.
- Ich hab mal gezählt: 40 Leute.
- 40 Leute, 20 Wohneinheiten, das müsste hinhauen, ja.
- Hier unten haben wir einen kleinen Garten: Tomaten, Paprika. Hallo!
- Sankt Jakob hört man auch, der sagt mir morgens immer, wieviel Uhr wir haben.

In ihrer Wohnküche erzählt Beate Haupt, wie das Wohnprojekt organisiert ist:

„Das muss ich vielleicht erklären mit dem Eigentum; nämlich dass man sagt: Wir wollen kein Privateigentum und wir wollen vor allem nicht, dass etwas wieder privatisiert werden kann.“

Beate Haupt ist eine der ehrenamtlichen Geschäftsführerinnen der Wohnsinn GmbH, der



die Häuser gehören. Zur Gesellschaft gehören der Hausverein, also die Gemeinschaft der Bewohner, und zum anderen der Dachverband aller Wohnprojekte nach dem Syndikatsmodell. Der Dachverband hat eine Sperrminorität und verhindert den Verkauf des Hauses, alles andere müssen die Bewohner selber entscheiden: Sie sind Mieter und Eigentümer zugleich, sie zahlen eine für Aachener Verhältnisse freundliche Kaltmiete von ca. 7,15 Euro den Quadratmeter, einige Sozialwohnungen sind noch günstiger. Damit müssen sie aber auch die Kredite abbezahlen, die sie zum Erwerb der Häuser aufgenommen haben: Von einer öffentlichen Bank und der GLS-Bank – und von Einzelpersonen:

„Wir bieten etwas Verzinsung an, aber die Menschen suchen sich das selber aus bis zu der Höchstgrenze, die wir überhaupt schaffen können. Wir haben nur Menschen hier, die ihr Geld drin haben, die wissen, wo sie ihr Geld haben und die ganz bewusst sagen: Da soll mein Geld liegen, weil ich dieses Projekt will.“

Eine solidarische Finanzierung, aber letztlich klassisches Eigentum, nur dass eine Gruppe Eigentümerin ist?

Silke Helfrich: „Sie können sich in dieser Welt, die total privateigentumsrechtlich organisiert ist, Commons denken, wo Eigentum außen und Commons innen ist. Viele Kämpfe der Umweltbewegungen: wenn die sagen, wir wollen eine dritte Startbahn verhindern oder wir wollen verhindern, dass Flughafen Heathrow ausgebaut wird, dann haben sie im Grunde nur eine Chance: das Land, auf dem dieser Flughafen, diese weitere Startbahn gebaut werden soll, das müssen wir kaufen. Wir müssen es zum Eigentum machen. Der Verein, der das tut, ist ja eine juristische Person und macht es in diesem Sinne zum Privateigentum, um das Land zu schützen, und dann aber zu sagen: Es geht darum, dass wir die Nutzungsrechte auf diesem Stück Land so gestalten, dass alle was davon haben.“

Torsten Krüger: „Wir haben eine Wohnung gesucht in Aachen, weil wir hergezogen sind aus einer ganz anderen Stadt und haben einfach im Internet geguckt und sind so auf das Wohnsinn-Projekt gestoßen. Ich kannte das vorher gar nicht, also dieses Konzept auch, ich war total überrascht, fanden wir dann aber gut. Für mich war das so: ‚Junkerland in Bauernhand‘, und da wollte ich natürlich gerne Teil davon sein.“

Als Torsten Krüger und seine Frau zu Wohnsinn kamen, mussten sie eine kleine Bewerbung schreiben, warum sie gerne dort wohnen wollen:

„Also wir haben geschrieben, dass wir uns hier sehr wohlfühlen, dass es sich für uns so anfühlt, als ob wir nach Hause kommen würden. Wir waren öfter da, haben uns ein paar Mal diese Wohnung zeigen lassen, die eben frei waren zum Bezug. Wir haben hier gearbeitet, also die Wohnungen mussten erst hergerichtet werden, da haben wir ziemlich

viele andere Mitbewohner kennengelernt und hinterher gegessen zusammen. Das waren für mich so Sachen, die haben mich an alte Gemälde erinnert vom Bauernhof, dass man zusammen arbeitet und hinterher auch alle zusammen isst. Es war eine sehr schöne Atmosphäre, wir haben uns hier wohlgeföhlt und ich denke immer noch, für mich ist das eine sehr paradiesische Wohnform.“

Für Beate Haupt hat das Leben im Projekt Wohnsinn auch etwas mit ihrem Glauben zu tun.

„Also ich hab das mal so gelernt, dass Luther gesagt hat: Mit dem Segen am Ende des Gottesdienstes, fängt der Gottesdienst an, wenn man nach Hause geht, wenn man raus geht in die Welt, wenn man wieder im Alltag lebt. Und es hat mich immer interessiert: Wie lebe ich im Alltag Christsein. Gemeinde, Gemeinschaft spielt für mich im Christsein eine große Rolle, mich auseinanderzusetzen mit anderen Menschen über Alltägliches. Und das ist hier schon eine besondere Herausforderung, weil wir alle so verschieden sind. Ich hab überhaupt keine Lust als Christ zu sagen: Ich mach das jetzt hier, weil ich Christ bin – das sage ich eigentlich nie. Ich versuche so zu leben, dass es für mich stimmt und nicht, um ein Schild nach außen zu tragen.“

Dabei verschweigen die Wohnsinn-Bewohner nicht, dass zu den Herausforderungen eines gemeinsamen Lebens und Entscheidens auch Reibungsverluste gehören, Streit und Enttäuschungen, auch bitterer Streit. Das Paradies ist nicht immer leicht:

Haupt: Wie hilft man sich gegenseitig nett? Wann ist Helfen auf Augenhöhe oder wann wird Helfen zu etwas, was den anderen vielleicht etwas beschämt? Das sind doch auch immer wieder so Fragen, wenn Menschen hier praktische Hilfe brauchen, aber deswegen nicht „hilfsbedürftig“ sind, nur weil man ihnen mal praktisch was hilft.

Rössle: Ist eine gute Ergänzung untereinander hier: Jeder tut, was er am besten kann, und so profitieren wir alle davon.

Haupt: Das sind die schönsten Momente, wo das klappt. Wo wir zumindest das Gefühl haben, dass das klappt.

Dota, Nicht messen

Der Mensch ist perfekt, wenn er tut, was er gern tut.

Der Mensch ist perfekt, wenn er wird, der er ist,

wenn er lacht, wenn er weint, wenn er träumt, wenn er aufwacht.

Und Du bist perfekt, wie Du bist.

Und jetzt ruh Dich aus, mach Dich auf Schlafes Reise.

Weißt Du, wozu brauch ich Liebesbeweise?

Muss um nichts ringen, um nichts bängen, keine Worte erpressen.

Ich trag Dich im Herzen. So oder so. Du musst Dich nicht messen.